

**Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Frommel, Otto: Merkwürdige Diebsgeschichten

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

sich der Flori mit einem Male gesund. Und so stark dabei, daß er mit der Zeit alle seine früheren Beschäftigungen wieder aufnehmen konnte. Jetzt pußt er nicht nur wieder den Gästen die Schuhe, jetzt richtet er, wenn's sein muß, auch einem verunglückten Touristen wieder den verrenkten Knöchel ein. Gilt nebenbei als untrüglicher Wetterprophet und wetteifert mit der jungen Hausfrau in der Aufsicht und Pflege des Fallegger Dirndls, das als armes Waisenkind ins Haus gekommen ist, um den Gasthof dereinst selbständig übernehmen und weiterführen zu können.

Die kleine Broni hat an ihm einen guten, aber strengen Lehrmeister gefunden. Spielen tut er mir ihr, als ob er selber noch ein Kind wäre, aber folgen und gehorsamen muß sie ihm dabei aufs Wort. Ein troziges „Heut mag i di nit!“ steht nicht in ihrem Wörterbuch. Sie hätte auch kein Glück damit. Denn ihre junge Ziehmutter nimmt es in derlei Dingen ebenso genau wie der alte Knecht. Trotzdem die gerade genug Anderweitiges auch zu denken und zu schaffen hat. Was Vater und Mutter früher zusammen gearbeitet haben, das lastet nun auf ihren Schultern allein. Aber sie trägt es in gelassener Ruhe und voll Arbeitsfreudigkeit. Und das sagt deutlicher als ihr verloren gegangenes übermütiges Lachen, daß sie das Gleichmaß ihrer Seele doch wieder zurückgefunden hat, nach all dem jauchzenden Glück und bitteren Leid, das über ihr junges Leben hinweggezogen ist.

Der Spottnamen, den ihr die Niguer-Buben einmal aufgebracht hatten, ist mählich in Vergessenheit geraten. Man nennt sie jetzt allgemein nur „die Christophhanslwirtin.“ Und das Wort hat einen guten Klang. Bei den Gästen sowohl wie bei den Leuten im Marktstecken. Frau Anna ist noch stolzer darauf als auf das frühere „die Gräfin von Kaarleiten.“ Denn jetzt erst versteht sie so recht, was ihr einstiger Klavierlehrer, der alte Schulmeister, gemeint hat, als er einmal den Satz aus Goethes Faust zitierte: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen!“

### Merkwürdige Diebsgeschichten.

Von Otto Frommel.

**I**n paar ältere Herren, größtenteils Juristen und Mitglieder der Behörden, saßen im Nebenzimmer der „Vier Jahreszeiten“ und pflegten einer angeregten Unterhaltung. Unter anderm kamen die Beweggründe, die zum Diebstahl führen, aufs Tapet. Die verschiedensten Ursachen wurden herbeigezogen und mit teilweise recht interessanten Beispielen belegt. Diese letzteren gaben dem Gespräch die eigentliche Würze und bewahrten

es vor dem Versinken in das Nebelgewoge grauer Theorien.

Eine Fülle derber und grotesker Diebesgeschichten war bereits im Verlauf der Unterhaltung ans Tageslicht gelangt.

Einer der Herren, der Vorstand des Amtsbezirktes, ein ebenso kluger wie wohlwollender Mann, stand bald in der Mitte der Unterhaltung. Er erzählte allerlei schmirrige und wunderliche Erlebnisse.

„In einer merkwürdigen Diebesgeschichte,“ so hob er an, „spielt meine eigene Großmutter die entscheidende Rolle. Diese meine Großmutter väterlicherseits war an einen Verwaltungsmann verheiratet, der im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts das Amt eines markgräflich badischen Domänenrates in der kleinen Stadt N. bekleidete. Er selbst befand sich zur Zeit seiner Verheiratung bereits in vorgefahrenen Jahren; meine Großmutter dagegen war jung, lebenslustig, und zu jedem fröhlichen Unternehmen aufgelegt. Er pflegte sie daher, in Erinnerung an Karl Friedrich und seine Gemahlin in zweiter Ehe, die berühmte Gräfin von Hochberg, »Madame Sanjouci« zu nennen. Von welcher Art ihre unschuldigen Scherze waren, mag die Erwähnung der Tatsache beweisen, daß sie ihren Gatten am ersten Weihnachtsabend nach ihrer Verheiratung in das hellerleuchtete Speisezimmer führen ließ, in welchem sich eine weißgedeckte, aber völlig leere Tafel befand. Als der erstaunte Ehemann seine Augen nach der öden Fläche schweifen ließ, wurde die Thür geöffnet und zwei Mägde trugen einen großen weißverdeckten Wäschekorb herein mit dem Bemerkten, in dem Korb sei das Weihnachtsgeschenk der Frau Domänenrätin für den Herrn enthalten.“

Mein Großvater hob behutsam die weiße Decke in die Höhe, und wer beschreibt seine heitere Ueberraschung, als darunter die rindliche Gestalt seines jungen Weibchens in anmutig festlicher Toilette zum Vorschein kam. Was waren das für beneidenswerte Zeiten, in denen man an solchen Scherzen ein kindlich-harmloses Ergötzen fand.

Nicht ganz so unbedenklich freilich ist die Geschichte, die ich eigentlich von meiner Großmutter erzählen wollte, und die sich gleichfalls in den Anfangszeiten ihrer Ehe begeben hat. Es bestand damals in dem Amtsstädtchen ein Kaffeekrauz, den die Honoratiorendamen vierzehntägig reihum in ihren Häusern abhielten. Es gab nach den bescheidenen Sitten jener einfachen Zeit dabei in der Regel nur einen guten Kaffee und Wecken mit Butter oder Eingemachtem. Nur bei besonderen festlichen Anlässen durfte ein Kuchen, dessen Schmachhaftigkeit für die Reputation seiner Erzeugerin nicht ohne Einfluß war, auf den Tisch kommen. Nun entwickelte sich aus dieser Sitte eine Art stillen Wettkampfes

in der Herstellung besonders vorzüglicher Kuchen und namentlich war es eine Dame, die Frau des lutherischen Herrn Spezials, was wir heute Defan nennen, welche von der Ueberlegenheit ihrer Kuchenbäckerei über die aller andern Kranzschwestern so überzeugt war, daß sie daraus gar kein Hehl machte. Besonders eine Sorte von Johannisbeerkuchen war ihr Steckenpferd, und es verstand sich von selbst, daß wenn in der Zeit der Johannisbeerreife ein Kuchen aus irgend einer freudigen Veranlassung fällig wurde, das Freudenessen nur im Spezialhaus stattfinden konnte.

Uebrigens war die Spezialin auch sonst etwas hoffärtig und überheblich und erfreute sich bei den übrigen Kranzgenossinnen keiner besonders großen Beliebtheit. Als nun, ich weiß augenblicklich nicht genau in welchem Jahr, dem angestammten Fürstenhaus im Monat Juli ein neuer Spröß geboren wurde, da ließ die Spezialin alsbald eine Einladung zu einer festlichen Kaffeevereinigung mit „obligater, hochfeiner, der erlauchten Geburt des zu feiernden Fürstensprößlings angemessener“ Johannisbeertorte ergehen.

Auch meine Großmutter erhielt diese, auf ein zierliches Kärtchen kalligraphisch hingezzeichnete Einladung ins Haus geschickt und hatte alsbald einen lustigen und boshaften Einfall.

In der Frühe des zur festlichen Sitzung ausgerufenen Tages legte sie die Kleidung an, in welcher sie nachmittags zu erscheinen gedachte: ein grünseidenes, unter der Brust gegürtetes Gewand, das Hals und Busenanfaß freiließ. Sodann begab sie sich in den großen, zur Amtswohnung gehörigen Garten und schnitt eine Fülle der herrlichsten Rosen, die sie sorgfältig in einem ziemlich geräumigen runden Brotkorb legte. Mit diesem Korb am Arm hüpfte sie in das auf einer kleinen Anhöhe gelegene Spezialat ab und fragte in der Küche nach der Frau Spezial.

Während die Magd in den oberen Stock ging, um nach ihrer Herrin zu sehen, warf meine Großmutter geschwind einen Blick durch die offene Thür in die neben der Küche befindliche Speisekammer. Sie mußte ein Weilschen mit den Augen suchen, bis sie entdeckte, wonach sie ausspähte: die mit herrlichem Zuckerguß versehene wundervoll geratene Johannisbeertorte, die auf einem etwas im Dunkel stehenden Schränkchen ihrer Bestimmung wartete. Schon kehrte die Magd von oben zurück; rasch begab sich meine Großmutter wieder in die Mitte der Küche und machte sich mit dem Ordnen ihrer Rosen zu schaffen.

Die Frau Spezialin werde sich sehr freuen.

Wie eine junge Flora trat meine Großmutter in das von Morgenlicht durchflossene Wohnzimmer, und schüttete ohne weitere Umstände den ganzen Inhalt des Korbes an roten, weißen und gelben Rosen auf den Esstisch.

Dann küßte sie der nur wenig Jahre älteren Frau ehrerbietig die Hand und sagte, indem sie auf die Rosen hinwies: „Dies soll nur ein kleiner Beitrag sein zum Schmuck der festlichen Tafel heute mittag. Mein Hauptanliegen, weshalb ich zu so früher Stunde schon komme, ist dies, ob ich von Ihnen, liebe Frau Spezialin, nicht einen Rat bezüglich meines Anzugs erhalten könnte. Ich habe bis jetzt nämlich nur im Winter eine solche festliche Veranstaltung mitgemacht und möchte nun wissen, ob dieses Kleid, das ich zu meiner Aussteuer empfangen habe, nicht zu einfach oder ob es zu frei und vielleicht nicht ganz der Würde des Festes angemessen erscheinen möchte.“

Mit nichts hätte meine Großmutter der ehrgeizigen Spezialin eine größere Gemüthung bereiten können als mit der Uebertragung dieses Schiedsrichteramts.

Sie prüfte und musterte das grünseidene Gewand mit ernsthafter Kennerniene, nicht ohne noch ein wenig daran herumzuzupfen und zu nesteln. Schließlich nahm sie eine zarte hellrosafarbene Rose, steckte sie meiner Großmutter ins Haar und führte sie vor einen hohen, den Pfeiler zwischen den beiden Fenstern ausfüllenden Spiegel.

„Der kann Euch besser sagen, als meine schwachen Worte es vermöchten, wer heute mittag die Schönste sein wird.“

Dabei warf sie einen selbstgefälligen Blick auf ihr eigenes Spiegelbild und dachte im stillen: Mit dir kann ich es allenfalls noch aufnehmen, auch wenn meine Reize vielleicht auf einem anderen Gebiet liegen mögen als die deinigen.

Meine Großmutter aber schaute nur flüchtig in den Spiegel, denn mit ihren feinen Ohren hörte sie die Haustür gehen.

„Der Herr Spezial kommt,“ sagte sie erschrocken und eilte vom Spiegel weg.

„Nein,“ beruhigte die Spezialin, „es ist nicht mein Mann, es ist die Kathrine, die auf den Markt geht.“

Eben diesen Augenblick hatte meine Großmutter abgewartet, wußte sie doch, daß ungefähr um diese Zeit alle Köchinnen des Städtchens zu Markte zu gehen pflegten.

Sie plauderte noch ein paar Minuten, ergriff dann plötzlich ihren Korb und sprang davon, indem sie noch auf der Treppe der Spezialin zurief: „Ich freue mich unbändig auf die Johannisbeertorte. Da heute meines Mannes Namenstag ist, hab ich auch eine gebacken. Da kann ich einen belehrenden Vergleich anstellen und meine Zunge darüber urtheilen lassen, woran es meinem Rezept noch fehlt.“

Im unteren Stockwerk angelangt, verlangsamte sie ihre Schritte, öffnete die Thür in die Küche und schlüpfte wie eine Eidechse in die Speisekammer.

Den Johannisbeerkruchen behutsam von seinem hohen Postament herabheben, ihn sorgfältig in dem gerade passenden Korb bergen und den Deckel darüberbreiten, war das Werk eines Augenblicks. Dann huschte sie ebenso geräuschlos, wie sie gekommen war, wieder hinaus, ließ Speisekammer und Küchentür offenstehen und eilte fliegenden Schrittes zurück ins eigene Haus.

Als am Nachmittag die Damen des Kranzes im Spezialat zusammenkamen, empfing sie die Spezialin in einem karmoisinfarbenen Kleid, eine dicke goldene Kette um den etwas zu kurzen und zu fetten Hals. Trotzdem sie sich den Anschein unerschütterlicher Erhabenheit und Würde gab, entdeckte meine Großmutter sofort in ihrem ganzen Gebaren eine gewisse Unruhe. Sie versuchte heiter zu sein und zu scherzen. Aber ihre Späße gerieten ihr schlecht und als zufällig ihr sonst so verhätschelter weißer Spitzer sich blicken ließ, scheuchte sie das arme Tier durch einen Fußtritt aus dem Zimmer.

Der Kaffee wurde genommen, alles blickte gespannt auf die Thür, in Erwartung, daß im nächsten Augenblick die so pomphaft angekündigte Johannisbeertorte erscheinen werde. Statt dessen trug die Köchin einen etwas vergeratenen Gugelhopfen auf und setzte ihn ohne ein Wort auf den Tisch.

Da sagte die Spezialin — all ihre Hoheit und ihr sicheres Wesen schienen sie plötzlich zu verlassen — in etwas kläglichem Ton: „Meine Damen, ein Verhängnis hat über unserer heutigen, so schön geplanten Festvereinigung gewaltet. Bereits gestern war die Festtorte gebacken: ein würdiges Sinnbild, kann ich Sie versichern, des erlauchten Fürstensprosses, der einmal — so hoffen wir zu Gott — die Süßigkeit der geliebten Heimat sein wird.“

„In der Speisekammer stand sie und harrete des Augenblicks, ihrer liebenden Aufmerksamkeit gewürdigt zu werden. Aber irgendein bössartiges Geschöpf — der Verdacht ruht vornehmlich auf jenem türkischen Tier, das vorhin

unbefugtermaßen in unsern Kreis eingedrungen ist, — hat sich des leckeren Bissens bemächtigt und uns um den Genuß dieses, ich muß es gestehen, einzigartigen Erzeugnisses der Kochkunst gebracht. Wir haben nun in aller Eile diesen Gugelhopfen gebacken und ich muß die werten Freundinnen bitten, heute mit diesem vorlieb zu nehmen.“

Es entstand eine starke Bewegung unter den Kranzgenossinnen, Worte des Bedauerns wurden gesprochen, beileidsvolle Vermutungen über das Schicksal der Torte geäußert. Im stillen freilich gönnten die meisten Damen der hoffärtigen

Tortenbäckerin diesen schmachvollen Hereinfall.

Da nahm meine Großmutter das Wort.

Schüchtern, ein wenig errötend, sagte sie: „Sie sehen, teure Spezialin, wie anteilnehmend wir alle das Mißgeschick mit der Torte bedauern. Wir haben uns auf etwas Besonderes, auf einen Triumph Ihrer weithin berühmten Backkunst gefaßt gemacht. Haben daheim ordentlich gefaßt, um einen gehörigen Raum zur Vergung einer ansehnlichen Kuchenmenge aufzusparen. Und nun ist unsere Erwartung durch irgend-

ein türkisches Verhängnis zunichte gemacht. Da ist es ein sonderbares Zusammentreffen, daß auch ich heute zum Namenstag meines Eheherrn eine Torte gebacken habe, die ich ihm heute abend aufzutischen gedachte. Ich glaube nun seines vollen Beifalles gewiß zu sein, wenn ich die Kranzschwestern einlade, nach dem Kaffee und herrlichen Gugelhopfen zu uns hinüberzukommen und sich an meiner bescheidenen Backerei, die keinen Vergleich mit der unserer verehrten Spezialin herausfordert, noch ein bißchen gütlich zu tun.“

Die Einladung wurde angenommen, wie sehr auch die Spezialin sich im Innern dagegen sträubte und über die Großmutter erboßt war; und nach gegessenem Kaffee zog die ganze Schar der Kranzteilerinnen hinüber in das Domänenamt.



Die Köchin trug einen etwas vergeratenen Gugelhopfen auf.

Meine Großmutter lud die Damen ein, sich ein wenig, bis die notwendigen Vorbereitungen getroffen seien, im Garten zu ergehen und konnte sie schon nach Verlauf einer schwachen halben Stunde in das kühl gelegene Speisezimmer führen.

Hier war eine Tafel zierlich gedeckt, mit Blumen hübsch geschmückt, in ihrer Mitte prangte, durch einen Ueberguß von süßem Schlagrahm in ihrem Aussehen völlig unkenntlich gemacht, die Johannisbeertorte der Spezialin.

Meine Großmutter schnitt sie auf und bot sie umher. Dazu gab es einen süßen Würzwein, der die zarten Nehlen der sehr heiter gestimmten Damen feurig hinabramm. Alles war der Bewunderung für die geschmackvolle Anordnung des Tisches, den würzigen Wein, besonders aber für die wirklich unübertreffliche Johannisbeertorte voll.

Nur die Spezialin grollte. Sie war dem Weinen nah, verschmähte das ihr freundlich gebotene Getränk und würgte nur — weil der Wunderfisch sie stach — ein paar Bissen der Torte hinunter. Dabei konnte sie sich nicht enthalten, vor sich hinzumurmeln (meine Großmutter aber verstand jede Silbe): „Kein Vergleich mit der meinigen; nicht so butterig und nicht halb so viel Mandeln.“

Da erhob sich meine Großmutter, verneigte sich zierlich und sagte, zu den Damen gewandt: „So, nun hab ich noch ein besonderes Anliegen. Ich möchte nämlich fragen, ob jemand hier am Tisch jemals in seinem Leben von einer feineren, schmackhafteren und köstlicheren Johannisbeertorte als diese gekostet hat?“

Erstaunt und fast etwas betreten schauten die Damen einander an. Sie wußten nicht recht, wie sie sich zu dieser Volksabstimmung verhalten sollten. Sie fühlten, daß darin eine Spitze gegen die Spezialin lag.

Da sie aber dieser eine kleine Demütigung gönnten, und dabei der Wahrheit nichts zu vergeben brauchten, weil die Torte in der Tat jede Konkurrenz aus dem Felde schlug, so schüttelten sie alle die Köpfe mit einziger Ausnahme der Spezialin, die mit heißem Kopf dasaß und nur mühsam die Tränen des Zornes hinunterwürgte.

Aber wie groß war nun das allgemeine Erstaunen, als meine Großmutter die Rose, die ihr die Spezialin am Morgen ins Haar geflochten hatte, und die trotz des heißen Tages in unvermindeter Frische und Kraft ihrer Farben leuchtete, der Spezialin mit folgenden Worten über den Tisch reichte: „Dem Verdienst die Rose! Es ist wahr: niemand kann sich in punkto der Johannisbeertorten mit unserer verehrten Spezialin messen, auch wenn sie selbst gegen diese Behauptung gestimmt hat. Denn die Torte, die wir soeben verschmausen, ist ihr Werk, von

ihren Händen bereitet und zu unserer Ergözung gestiftet.“

Und nun erfolgte ein anmutiges Eingeständnis und eine so lustige Beschreibung des Kuchen-diebstahls, daß niemand der reizenden Diebin zürnen konnte. Ja auch die Spezialin selbst, die sich in ihrem getränkten Ehrgeiz dazu hatte verleiten lassen, ihr eigenes Kind zu verleugnen, und die wohl fühlte, daß sie diesmal den Kürzeren gezogen hatte, machte gute Miene zum bösen Spiel, stimmte in die allgemeine Heiterkeit ein und tröstete sich am Ende mit dem erhebenden Bewußtsein, daß ihre Tortenkunst doch nach wie vor unbesiegt und unerreicht dastehe. Das Unternehmen, so gewagt es gewesen, gelang vollständig und unter allgemeinem Jubel wurde ein Hoch auf das Gedeihen des neugeborenen Prinzen ausgebracht.“

Nach einer kleinen Pause erzählte der Geheimrat eine zweite Diebesgeschichte.

„Die kleine Begebenheit, die ich jetzt zum Besten geben möchte, spielt etwa dreißig bis vierzig Jahre später, als die Geschichte aus dem Leben meiner Großmutter. Sie hat sich im Hause ihres Sohnes, meines Vaters zugetragen, der in den vierziger und fünfziger Jahren einer größeren industriellen Unternehmung an der Bergstraße vorstand. Er war ein vielseitig tätiger und gebildeter Mann, der nicht nur der Idee eines mit allen Kräften herbeizuführenden industriellen und wirtschaftlichen Aufschwungs in deutschen Landen mit Leib und Seele anhing, sondern auch ein eifriger Freund der Wissenschaften, insbesondere der damals gerade zu ihrem Hochflug sich anschickenden Naturwissenschaften war. Neben weit ausgreifenden technischen und kommerziellen Unternehmungen, die schon die Kraft eines einzigen Mannes vollkommen in Anspruch zu nehmen genügt hätten, arbeitete er unablässig wissenschaftlich, verfolgte mit teilnehmendem Eifer die zu immer kühneren Zielen vordringende Naturforschung, las zu diesem Zweck in seinen knapp bemessenen Mußestunden Bücher und Zeitschriften, unternahm kleinere und größere wissenschaftliche Ausflüge und stand mit bedeutenden Forschern und Gelehrten in regem brieflichem und persönlichem Verkehr. Und da man die Natur am besten am Objekt erkennt, legte er manche Sammlungen an, die sich mit der Zeit immer mehr ausbreiteten und ein höchst achtungswertes Anschauungsmaterial in sich vereinigten. In seinen warm und sonnig an den Abhängen der Odenwaldberge gelegenen Gärten züchtete er seltene Pflanzen und Fruchtbaumarten. Im unteren Geschos seines geräumigen Hauses aber richtete er einzelne Zimmer und Säle ganz in der Art naturhistorischer Museen ein und verfügte im Lauf der Jahre über eine mineralogische, botanische, zoologische, paläontologische und

physikalisch-chemische Abteilung. Besonders reich war seine Sammlung an wertvollen Versteinerungen längst dahingeschwundener Tierarten und hauptsächlich um dieses Bestandteils seiner Sammlungen willen erhielt er häufig den Besuch von Gelehrten und Sammlern, die jedesmal erfüllt von Bewunderung für seinen Sammeleifer, seine ungewohnten Kenntnisse und seine doch ganz aus sich selbst geschöpfte Fähigkeit zum Bestimmen, Unterscheiden und Anordnen sein Haus verließen.

Es war an einem schönen Herbsttage des Jahres achtzehnhundert — sagen wir vierundfünfzig — als wiederum ein solcher Besuch, eine wissenschaftliche Leuchte ersten Ranges, im Hause meines Vaters eintraf. Er war Professor an einer benachbarten Hochschule und zur Zeit mit der Errichtung eines Naturalienkabinetts in der Hauptstadt eines deutschen Mittelstaates beauftragt.

Er kam am Abend mit dem Stellwagen in der kleinen Stadt an, stieg im einzigen Gasthof ab und beehrte am andern Morgen gegen elf Uhr meinen Vater mit seinem Besuch. Dieser, der von dem Eintreffen des gelehrten Herrn benachrichtigt war, hatte sich für den ganzen Tag freigemacht, um ausschließlich dem wissenschaftlichen Austausch mit diesem hervorragenden Fachmann leben zu können.

Die Begrüßung der beiden Herren war denn auch sehr warm, beinahe herzlich. Der Professor sagte meinem Vater einiges Schmeichelhafte, und wie er es kaum habe erwarten können, mit eigenen Augen zu sehen, wie ein Autodidakt das Problem anfasse, mit dessen Lösung er, der methodisch geschulte Wissenschaftler von einer hohen Obrigkeit allergnädigst berufen worden sei.

Wohnte in diesen Worten ein wenig Herablassung liegen, die mein Vater übrigens mit dem besten Humor hinzunehmen verstand, so verschwand jede derartige Anwandlung, als der gelehrte Herr nun unter der väterlichen Führung die einzelnen Sammlungen besichtigte. Sein Staunen und seine Bewunderung wurden immer größer und namentlich als er der Versteinerungen ansichtig wurde, fand sein Beifall fast nicht genug Worte. Immer aufs neue bestürmte er meinen Vater mit Fragen, wie es ihm möglich gewesen sei, solcher seltener und lehrreicher Exemplare habhaft zu werden, und woher er den sicheren Blick und die fast genial zu nennende Fähigkeit habe, das Zusammengehörige zu erkennen und allem und jeglichem seinen rechten Platz und seine passende Stelle anzuweisen.

Ganz besonders war es eine Versteinerung, ein sogenannter Saurier, der sein größtes Interesse, ja geradezu seine Begeisterung erweckte. Immer wieder kehrte er zu ihm zurück, betrachtete und untersuchte ihn von allen Seiten, erging sich in Vermutungen über sein Alter, forderte

meinen Vater zu Meinungsäußerungen heraus und machte schließlich geradezu Anspielungen auf die Möglichkeit einer künstlichen Erwerbung für das unter seinen Händen soeben entstehende Naturmuseum.

Da mein Vater diese Anerbietung kurzerhand von sich wies, kam er mit keinem Wort mehr darauf zurück, sondern verließ alsbald diesen Teil der Sammlung und begab sich zu den physikalischen Instrumenten, wo er noch längere Zeit im Gespräch mit meinem Vater verweilte. In diesem Augenblick wurde mein Vater in irgend einer geschäftlichen Angelegenheit für eine Viertelstunde abgerufen; er fand, als er zurückkehrte, seinen Besuch vertieft in einen von meinem Vater selbst erfundenen Apparat, mittels dessen Mengen winzigsten Gewichts gleichzeitig gewogen und ihre Temperaturzu- und abnahme gemessen werden, auch der Umfang ihrer Ausdehnung festgestellt werden konnte.

Der Professor sprach meinem Vater seine Zustimmung zu dem hier in Anwendung gebrachten Grundsatz aus, gab ihm einige wertvolle Winke zur Vervollkommnung des kunstvollen Werkzeugs und ging dann mit ihm in den oberen Stock, wo meine Mutter die beiden Herren zu Tisch erwartete.

Da es herrliches Herbstwetter war und die saunste Oktobersonne das zart gefärbte Laub vor den offenstehenden Fenstern mit ihrem weichen Licht umhüllte, dessen Widerschein die anmutig mit Blumen und Früchten geschmückte Tafel verklärte, so herrschte in dem kleinen Kreis, der nur durch uns Kinder erweitert wurde, die fröhlichste Stimmung. Zwar hauptsächlich wir später, es sei uns aufgefallen in welcher stocksteifer Haltung unser Gast von Anfang bis zum Schluß des Mittagessens verharrete. Doch war das, wie ich glaube, eine reine Einbildung, eine Art vaticinium ex eventu.

Mein Vater trank auf das Wohl unseres Gastes, worauf dieser in wohlgefeilter Rede einen sehr hübschen Trinkspruch auf meine Eltern und namentlich auf den rühmlichen Wissenschaftseifer meines Vaters ausbrachte. Unmittelbar nach dem Essen wurde Kaffee geboten, worauf man sich erhob, und unser Gast sich zum Erstaunen meiner Eltern sofort verabschieden und in sein Hotel zurückkehren wollte.

Mein Vater, der noch manche Frage auf dem Herzen hatte, und den dieser fluchtartige Aufbruch aufs peinlichste überraschte, widersprach. Nach längerem Hin- und Herreden gelang es ihm endlich, den Professor zu etwas längerem Verweilen zu bewegen.

Glücklich über diesen Erfolg schlug mein Vater vor, einen Gang durch die Gärten und die Weinberge anzutreten, um die seltenen Gewächse zu besichtigen und des Rundblicks über die liebliche Gegend zu genießen.

Wieder war an dem Professor ein unerklärliches Zögern und Widerstreben zu bemerken, als meinem Vater blickartig ein Verdacht in der Seele aufzuckte.

Wie er mir später gestand, schämte er sich jedoch dieses Verdachts alsbald und wollte schon von seinem Vorhaben eines Spazierganges absehen, da sich sein Gastfreund vielleicht unwohl fühlen oder einen anderen Grund haben mochte, nach Tisch keine anstrengende Besichtigung zu unternehmen.

Da fiel ihm auf, wie der gelehrte Herr aus einer seltsamen verzwickten Stellung in die andere überging, immer sichtlich bestrebt, die Hinterseite seiner Erscheinung vor den Blicken der Anwesenden zu verbergen. So eigentümlich und unverkennbar war dieses Bestreben, daß es schon eine besondere, nicht in gesellschaftlicher Unbeholfenheit begründete Ursache haben mußte. Wieder stieg der vorige Verdacht in meinem Vater auf und er beschloß, um dem Mann kein Unrecht zu tun, der Sache sofort auf den Grund zu gehen.

Mit irgendeiner dringenden, rasch zu erledigenden Pflicht sich entschuldigend, ließ er den Gast einen Augenblick bei meiner Mutter allein und begab sich sofort zu seinen Versteinerungen. Ein Blick auf die Stelle, an welcher er sonst seinen Saurier zu finden gewohnt war, genügte, um seinen Verdacht in Gewißheit umzuwandeln: der gelehrte Professor hatte das Meerwunder gestohlen.

Nun erwachte in meinem Vater die Bosheit: Er gedachte, den Dieb zu entlarven, und zwar auf eine Weise, welche die verdiente Strafe für den Diebstahl in sich barg.

Weiter, als wenn nichts geschehen wäre, kehrte er zu Frau und Gast zurück und forderte diesen auf, den Rundgang durch die Gärten mit ihm anzutreten.

Im Vorbeigehen zeigte er ihm noch die Wirtschaftsgebäude, wobei sich der Professor immer dicht an meines Vaters Seite zu halten wußte, und es nicht anders tat, als daß mein Vater voranging und er ihm folgte.

Auch in den tiefer gelegenen Gärten, die von breiten Wegen durchzogen waren, wandelten die beiden Herren friedlich nebeneinander her, und der Professor, der anfangs etwas wortkarg und wie geistesabwesend gewesen, gewann je länger, desto mehr seine Unbefangenheit zurück und kargte auch jetzt nicht mit seinem Lob für die tadellose Anlage und Pflege der Gärten und den ungewöhnlichen Reichtum an Gewächsen der mannigfachen Art.

In der That, ich selbst erinnere mich nicht, in meinem Leben wieder ähnlich geschmackvollen und lehrreichen Gartenanlagen begegnet zu sein, wie die, welche der Hand meines Vaters ihre Entstehung verdankten. Hier konnte man

wirklich spielend Botanik erlernen. Jede seltene Pflanze trug auf weißem Porzellanchild ihren lateinischen und deutschen Namen, und in den Gewächshäusern, die mit eigener Heizeinrichtung versehen waren, hingen an den Wänden Tabellen, welche über die Eigentümlichkeit und den Bau vorzüglich interessanter Pflanzen genaue Aufschlüsse erteilten.

„Man sollte Sie zum Direktor unseres akademischen botanischen Gartens ernennen,“ rief der Professor und verneigte sich ein wenig gegen meinen Vater, als dieser ihn beim Arm ergriff und ihm bedeutete, einen kleinen Seitenpfad einzuschlagen, der aufwärts in die Weinberge führte.

Dieser Weg war so schmal, daß zwei Personen unmöglich nebeneinander hergehen konnten.

Sobald der Professor das bemerkte, blieb er stehen und bat meinen Vater, vorauszugehen, da er nicht so rasch folgen könne.

Ueberhaupt sagte er, und zog seine Uhr aus der Tasche, ist es Zeit, daß ich mich verabschiede; ich möchte vor Abgang der Post noch einen dringenden Brief schreiben. Wollen Sie mich nicht zurückführen.

Allein nun kannte mein Vater keinen Pardon. „Das Interessanteste meines Gartens,“ sagte er und lächelte, „haben Sie noch gar nicht gesehen. Es ist dies eine Libanonzeder, die ich mitten in meinem Weinberg an geschicktester Stelle habe einpflanzen lassen. Kommen Sie her und gehen Sie bitte voran.“

Der arme Professor wurde über und über rot. Er machte einen förmlichen Fluchtversuch.

Allein, mein Vater stand fest wie ein Granitfels vor ihm und schob ihn förmlich vor sich her, die Höhe hinan. Und nun, so erzählte mein Vater oft mit köstlichem Humor, sei es ein wahrhaft grotesker Anblick gewesen, wie der Rucksack, in dessen Tasche sich der Saurier befand, dem Professor um die Beine gebaumelt sei und ihn am Aufwärtsschreiten gehindert habe. Ein paarmal sei er förmlich über den zwischen den Beinen vorhandenen Steinhaufen gestolpert, so daß er ihn durch eine hüpfende Bewegung möglichst weit von sich abgestoßen habe, bis er endlich ganz erschöpft mitten auf dem Wege stehen geblieben sei, um sich den Schweiß von der Stirne zu trocken.

„Belästigt Sie etwas beim Gehen?“ frug mein Vater maliziös, worauf der Professor den Leidenspfad aufs neue unter die Füße nahm und nochmals etwa hundert Schritte den Berg hinaufstapfte. Plötzlich machte er halt, riß den steinernen Gast aus der Tasche und warf ihn von sich, so daß er eine ganze Strecke Weges abwärts kollerte.

Da rief er meinem Vater zu und Zorn und Scham in seinem Gesicht kämpften miteinander: „Da haben Sie ihn wieder. Ich kann nichts

dafür, daß ich ihn mitgenommen habe. Hätten Sie mich nicht allein gelassen heute früh. Aber da soll ein Mensch widerstehen. Gerade auf diesen Saurier sahnd ich seit Jahr und Tag. Gerade er bildet den Schlußstein einer Kette, die ohne ihn nicht geschlossen ist. Für die von mir einzurichtende Sammlung bedeutet er den Punkt auf dem i. Da finde ich, was ich wie einen Stecknadelkopf alle die Zeit her suche. Und nun wird mir die Wurst an der Nase vorbeigezogen. Nein, mein lieber Herr, hier zu widerstehen, das ginge über Menschenkraft. Ich verzichere Sie, ich habe einen Riesenkampf gekämpft.



Plötzlich aber machte er halt, riß den steinernen Gast aus der Tasche und warf ihn von sich.

Ich bin, wenn Sie so wollen, moralisch unterlegen. Aber wo die Wissenschaft auf dem Spiele steht, da gibt es für mich keine Moral. Ich bereue das Geschehene dennoch nicht.“

Mein Vater hatte die größte Mühe, den furchtbar erregten Mann zu beruhigen. Er rief einen in der Nähe arbeitenden Burschen herbei, befahl ihm, den Saurier in Sicherheit zu bringen und widmete sich dann selbst seinem Gast, der lange brauchte, um sein seelisches Gleichgewicht wiederzugewinnen.

Auf Umwegen führte er ihn in seinen Gasthof zurück, indem er ihn immer zu trösten versuchte und ihm strengstes Stillschweigen über das Vorkommnis versprach. Aber wie groß war sein Erstaunen, als der Professor, in seiner Stube angelangt, plötzlich den Spieß umdrehte, meinem Vater die größte Szene machte und ihn

auf eine gröbliche Weise anherrschte: „Wissen Sie, was Ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit ist?“

Als mein Vater schwieg, rief er immer noch laut genug: „Es wäre Ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit, daß Sie diesen Gegenstand, der für die Wissenschaft von der größten Bedeutung ist, keinen Tag länger in Ihrer Privatsammlung verschlössen, sondern ihn einem staatlichen Naturalienkabinett überwießen, wo er jedermann zu Einsicht und Studium zugänglich ist. Es sollte überhaupt durch ein staatliches Gesetz verboten sein, daß derartige wissenschaftliche Schätze im Privatbesitz bleiben dürfen. Da haben Sie meine wahre Meinung.“

Sie können sich denken, meine Herren, daß mein Vater von diesem Fachgelehrten genug hatte und sich so rasch er konnte empfahl.

Immerhin hatte der Vorgang zur Folge, daß meinem Vater die Freude an seinem schönen Saurier getrübt war und er sich einige Jahre später in der Tat dazu entschloß, diese ganze Abteilung seiner Sammlung einer gelehrten Anstalt, nur natürlich nicht jener, an welcher der treffliche Professor angestellt war, zu überweisen. Sie soll dort, wie mir später versichert wurde, der wissenschaftlichen Arbeit von großem Nutzen und für die weitere Gestaltung des Faches von geradezu grundlegender Bedeutung geworden sein.“

Die Zuhörer knüpften allerhand gelehrte Bemerkungen an die Erzählung des Geheimrates, der schweigend dasaß. Mit einem Male räusperte er sich und sagte: „Die merkwürdigste Geschichte aber will ich Ihnen jetzt erzählen!“

„Bitte, bitte!“ riefen die Hörer.

„Das, was ich Ihnen jetzt erzählen werde,“ fuhr der Amtsvorstand mit etwas leiserer Stimme fort, so daß unwillkürlich alle ein wenig zusammenrückten, „ist mir selbst begegnet, und wenn ich es heute hier in diesem Kreise zum Besten gebe, so geschieht das nur, weil außer mir selbst keine von den beteiligten Personen mehr am Leben ist.“

Es sind jetzt etwas mehr als dreißig Jahre her, daß ich als junger Beamter von unserer Regierung der Abordnung beigeßelt wurde, welche auf einer großen internationalen Gewerbeausstellung zu München unsern heimatlichen Staat zu vertreten hatte. Wir reisten, unser fünf Herren, an unserer Spitze der Vorstand der Ministerialabteilung für Gewerbebeförderung, an einem der letzten Julitage ab und langten bei heißem Hochsommerwetter in der bayrischen Hauptstadt an. Vier von unseren Herren nahmen Wohnung in einem großen altberühmten Gasthof der inneren Stadt. Ich, der ich das Getöse und die Dünste der engen Straße, an der jenes Haus stand, schlecht vertrug, suchte mir ein Quartier in einem der damals vor den Toren



der Stadt entstehenden, luftigeren und stilleren Vorstadtviertel.

Ich fand auch ein solches in einem hohen, nach allen Seiten freistehenden, auf eine Platanenallee schauenden Mietshause.

Während die Bauart des Hauses und die vornehmen Baumreihen, die sich an ihm hingen, Großstadt-Vorstellungen erweckten, war die übrige Umgebung des Hauses so kleinbürgerlich, ja ländlich wie möglich. Zwischen Krantäckern und Nutzgärten lagen kleine Tagelöhnerhütten und alte Bauernhöfe, die in ihrer Bauart mit flachem Dach und hölzerner Galerie schon an das Hochgebirge erinnerten. Dieses war denn auch an klaren Tagen sichtbar, und gar sehnsüchtig grüßte ich nach den bläulichen Zügen des Wendelsteins und der Chiemgauberge hinüber. Im dritten Stockwerk besagten Hauses wohnte die Witwe eines österreichischen Offiziers mit ihrer bildschönen, in der Mitte der Zwanziger stehenden Tochter. Von Zeit zu Zeit gesellte sich auch noch ihr einziger Sohn hinzu, der als Assessor in Augsburg lebte und mit großer Anhänglichkeit an Mutter und Schwester hing. Auf dem Wohnungsbüro der Ausstellung war mir diese Adresse empfohlen worden und ich fand auch, was ich suchte: zwei gut eingerichtete, sonnig und freigelegene Zimmer mit hübschem Blick auf die Kronen der Platanen und darüber hinaus auf die fernern Berge. Die Majorin, eine weißhaarige Dame mit jugendlichem Gesicht, von schlankem hohen Wuchs, gefiel mir sehr wohl. Sie besaß die Anmut der Wienerinnen und die freundliche Ueberlegenheit einer Frau von Welt. Ihre Tochter bekam ich lange nicht zu sehen — sei's, daß sie viel außer Hause war, sei's, daß sie sich in diesen Tagen überhaupt nicht in München befand.

Meine Wohnung wurde von einem hübschen, jungen Mädchen namens Kesi sehr pünktlich besorgt. Ich fand zuweilen beim Nachhausekommen einen frischen Blumenstrauß oder eine Schale mit Früchten auf meinem Tische vor, konnte also in jeder Beziehung mit meinem Quartier zufrieden sein.

Ich genoß diese Annehmlichkeit umsomehr, als ich tagsüber sehr angestrengt zu arbeiten hatte. Es war mir der Bericht über eine wichtige Abteilung der Ausstellung an meine Regierung übertragen; außerdem mußte ich in gewissen Stunden den Chef vertreten und hatte nebenbei eine ziemlich umfangliche Korrespondenz zu erledigen.

Begreiflich, daß ich am Abend meist müde nach Hause kam und froh war, bei der tiefen Stille jener Gegend völlige Ruhe genießen zu können.

Da hörte ich eines Abends — es mochte gegen neun Uhr sein — von den Wohnräumen meiner Wirtin her Gesang. Ein Lied von Schubert — ich weiß nicht mehr welches —

wurde von einer weichen, wohlklingenden Stimme geungen. Die Sängerin schien ihre Töne zu dämpfen — wie ich mir einbildete aus Rücksicht auf den Mietherrn. Es war mir sofort klar, daß diese Stimme der Tochter der Majorin gehören müsse, und in der Tat, bekam ich diese am andern Morgen zum erstenmal zu sehen; zwar nur flüchtig — bei einem Wege über den Hausgang. Sie stand unter der offenen Wohnstübentür, ganz eingehüllt in das silberne, reichlich hereinflutende Morgenlicht.

Ich wüßte den Eindruck, den ich von ihr empfing, nicht besser zu kennzeichnen als durch das Wort zärtlich. Ihrem Gesicht nach, das die Farbe reifer Pfirsiche hatte, war sie noch sehr jung, allerhöchstens zwanzig. Ihre Gestalt dagegen war voll entwickelt und hatte etwas Frauenhaftes. Und doch war sie schlank und hochgebaut. Sie hielt ein rubinfarbenes, mit buntem Sommerflor gefülltes Glas in der Hand und ich sehe noch ihre schlanke weiße Hand um den Fuß des Glases geschmiegt. Sie grüßte mich mit jener unbefangenen Herzlichkeit, die man am besten österreichisch nennen möchte.

Ich sagte ihr im Vorübergehen ein freundliches Wort über den Gesang am vorigen Abend, das ihr offenbar schmeichelte, denn sie sang am folgenden Abend wieder. Nur diesmal länger und mit viel ausgiebigerer Stimme.

Tags darauf forderte mich die Majorin auf, wenn es mir Freude mache, doch am Abend noch ein wenig herüberzukommen, was ich dankbar annahm, da ich der einsamen Abende allmählich überdrüssig wurde, und mich doch nicht entschließen konnte, mit meinen Kollegen bis spät nachts im Wirtshaus zusammenzusitzen.

Es folgte nun eine Reihe köstlicher, mir unvergeßlicher Sommerabende. Die Majorin und ihre Tochter erwiesen sich als feingebildete Menschen von künstlerischer Kultur und wahren Herzenstakt.

Die Majorin, die einem altadeligen böhmischen Geschlechte entstammte, kannte die große Welt und verstand es, in beinahe novellistischem Stil aus ihrem Leben in Wien und auf böhmischen Schlössern zu erzählen. Die Tochter war von einer kindlichen Naivität und Frische und musikalisch! Ich habe selten etwas Aehnliches von angeborenem Sinn für Musik in meinem Leben gesehen. Sie sang nicht nur, sie spielte auch entzückend Klavier. Man mußte sie Schubert spielen hören: Da lebte das ganze alte Oesterreich, das tanz- und liederfreundige vor einem auf: die weiche gejättigte Landschaft in Wien, das sorglose und doch so wehmütig lächelnde Angeficht einer versunkenen, nur noch in diesen Tönen nachlebenden Zeit und Gesellschaft. An Samstagabenden kehrte zuweilen auch der Bruder an, der von Augsburg herüberkam, um den Sonntag mit den Seinigen zu verleben.

Zwischen ihm und mir bildete sich rasch ein stilles Einvernehmen. Wir stimmten — so verschiedene Menschen wir auch waren — in unseren Ansichten und Grundsätzen merkwürdig zusammen.

Im Gegensatz zu dem sehr lebhaften und etwas unistätigen Naturell seiner Schwester, die leicht von einem zum andern übersprang und nirgends gerne verweilte, war der Bruder ruhig, gefest und von jenem soliden Ernst, der unser unbedingtes Vertrauen gewinnt. Uebrigens hing er zärtlich an der einzigen Schwester, und meine Bewunderung für ihr Spiel und ihren Gesang bildete nicht das schwächste Band, das sich zwischen uns knüpfte. Es waren für mich wahre Oasen zwischen den heißen angestregten und doch eintönigen Hochsommertagen, wenn wir des Abends beisammen saßen und Fräulein Annunciata — so hieß sie nach ihrer böhmischen Großmutter — sang, indes durch die offenen Fenster zwischen den grünen Ahornkronen die Hochberge in blauer Abendfärbung aus rötlicher Ferne herübergrüßten. Einmal unternahmen wir auch an einem Heiligentag, an dem ich mir Urlaub aus-gewirkt hatte, und auch Annunciatas Bruder sich freimachen konnte, einen gemeinsamen Ausflug. Wir fuhren in einem offenen Wagen in der Richtung gegen das Hochgebirge. Bald waren wir außerhalb der städtischen Dämmeile und folgten dem Lauf eines kleinen klaren Flüsschens, das vom Gebirge kam und sich oberhalb Münchens in die Isar ergoß. Die Landschaft war, obwohl eben, doch reichbelebt durch kleine Haine, braune Moor-gründe, schwarze, den lichten Himmel und seine weißen Wolken spiegelnde Tümpel und zahlreiche bäuerliche Siedelungen mit Höfen, Stallungen, Kirchen und Kapellen. Hier mußte aller Stadt-staub in der Morgenfrische verwehen und jedes Gemüt sich weit aufthun für all die Herrlichkeit, der das im Hintergrund aufragende Gebirge den feierlichen Abschluß verlieh.

Wir waren wie die rechten Kinder, fröhlich, die Stunde auskostend und von jener harmlosen Zutraulichkeit, wie sie zwischen gutartigen jungen Menschen, die sich unbeobachtet wissen, sich so leicht gestaltet.

Annunciata ließ an einer weiten, blumenbesäten Wiese den Wagen halten, sprang heraus und fing sofort an, indem sie uns zur Mithilfe ermunterte, Blumen zu pflücken. Wir sammelten einen reichen Vorrat, kehrten in den Wagen zurück und wurden Zeugen, wie sich im langsamen Weiterfahren unter ihren Händen Kränze rundeten, mit denen sie sich und uns schmückte.



Wir genossen unter einer breitblättrigen blühenden Linde unser Mittagsmahl, dessen Heiterkeit ein guter roter Tiroler vervollkommnete.

Bei einem stattlichen alten Dorfwirtshause hielten wir und genossen unter einer breitblättrigen blühenden Linde unser Mittagsmahl, dessen Heiterkeit ein guter roter Tiroler vervollkommnete. Annunciata winkte einem kleinen Mädchen, das mit einem Topf voll frischgepflückter Erdbeeren an unserem Tisch vorbeitrippelte, und kaufte ihm seine duftende Ware für ein silbernes Geldstück ab, das sie, wie sie nachher auf eine drollige Weise selbst verriet, unbemerkt aus der Westentasche ihres Bruders geangelt hatte. Sie bestellte eine Schale süßen Rahms, in

welche sie die roten Früchte schüttete. Dann aßen wir alle drei aus demselben Gefäß, wobei Scherz und Neckereien aller Art sich von selbst verstanden.

Nach Tisch ließ sie sich eine Laute reichen, die in der Wirtsstube neben Kreuzifix und Weiskessel hing, und sang steirische und oberösterreichische Volkslieder, wobei sie zwischen jeder Strophe auf eine Weise jodelte, wie ich sie nur im Hochgebirge selbst vernommen. Bald zog sie die Töne lange, als warte sie auf ihren Widerhall von hohen Bergwänden, bald stieß sie sie kurz und heftig heraus, bald schwang sie sich auf einem Ton empor wie ein Weih auf seinen Flügeln oder schwebte auf ihnen über Tal und See in ruhigem Beharren wie auf einem sicheren Fittich.

Als im Laufe des Nachmittags die dürftliche

Jugend herauskam und eine Tanzbelustigung anhub, machte sich's ungezwungen, daß wir daran teilnahmen, und nie habe ich mich mit einer besseren Tänzerin im Walzer gewiegt als mit Annunciata. Sie tanzte übrigens keineswegs nur mit uns. Im Gegenteil behauptete sie, mit den Dorfburfchen walze sie viel lieber. Sie hätten viel mehr Rhythmus in den Gliedern und tanzten viel gelassener. Mit denen sei das Tanzen ein wahres Ausruhen.

Es mag schon sein, daß ich an diesem Tag keinen besonders guten Tänzer abgab; denn ich hatte — die Wahrheit zu gestehen — alle Mühe, mein Herz in der Hand zu behalten. Gegen Dämmerungseinbruch ließen wir einspannen und fuhren zwischen den reisenden Gefilden und lauschigen Wäldern nach München zurück.

Leider fand der schöne Tag einen unerfreulichen Abschluß. Als ich am Abend mein Geld verrechnete, entdeckte ich, daß mir eine nicht unbedeutende Summe fehlte. Die Schreibtischschublade, in welcher ich meine Barschaft aufbewahrte, war verschlossen; den Schlüssel trug ich in einer kleinen Ledertasche immer bei mir. Ich mußte mich also verrechnen, mußte die fehlende Summe selbst entnommen oder verausgabt haben. Ich prüfte meine Aufzeichnungen immer wieder nach und hinterfragte mich schier — ohne Erfolg. Ich ärgerte mich über mich selbst und schlief mit dem Vorsatz ein, meine Ausgaben sorgfältiger zu buchen und darüber zu wachen, daß solche Unregelmäßigkeiten sich nicht wiederholten.

Da, als ich nach Verlauf von einer Woche wieder nachrechnete, fand ich's, daß abermals mehrere Gulden fehlten. Diesmal war ein Irrtum meinerseits ausgeschlossen, da ich die dem Schreibtisch entnommenen Beträge jedesmal in meinem Notizbuch genau verzeichnet hatte. Es konnte also nur eine andere Person mit meinem eigenen Schlüssel den Schreibtisch geöffnet und das Geld entnommen haben.

Mein Verdacht fiel sofort auf das Dienstmädchen, die Keßi. Sie war sehr hübsch und besaß, was mir gleich aufgefallen war, die Gabe, sich ausnehmend vorteilhaft zu kleiden. Und zwar blieb sie immer in den Schranken des ihrem Stand und ihrer Stellung Angemessenen. In der Woche ging sie ganz einfach in einem blauen Kattunkleidchen, das Arm und Hals freiließ. Am Sonntag aber trug sie die reizvolle Miesbacher Tracht mit samtenem Nieder und reichem silbernen Geschmür. Sie pflegte an Sonn- und Feiertagen meist gleich nach dem Mittagessen zu verschwinden und erst gegen acht Uhr abends wieder heimzukehren.

Als ich sie einmal frag, was sie mit dieser vielen freien Zeit — für Diensthöten war das damals etwas Außergewöhnliches — anfangs, da lachte

sie übers ganze Gesicht: „I tu mi halt a weng verlustieren,“ sagte sie.

München war schon damals für hübsche junge Mädchen ein gefährliches Pflaster. Studenten, Künstler und Soldaten sorgten dafür, daß immer irgend etwas „los war“, und besonders auf die schönen Kinder vom Lande hatten sie's abgesehen. Beinahe jeder hatte seinen Schatz, und Lauben, Bräustübeln und Keller waren an jedem schönen Sonntagmittag dicht besetzt mit jungem Volk. Da konnte man mit leichter Mühe seinen sauererworbenen Groschen loswerden, zumal sich die Herren Studenten und Künstler häufig kein Gewissen daraus machten, sich's auf Liebchens Kosten wohlsein zu lassen.

Solche Gedanken gingen mir durch den Kopf und ich beschloß, der Keßi recht scharf auf die Finger zu sehen. In diesem Vorsatz wurde ich bestärkt, als einstmals bei meiner unerwarteten frühen Rückkehr Keßi mit hochrottem Gesicht aus meinem Zimmer schlüpfte. Als ich sie anhielt und frug, was sie drin getan habe, sagte sie mit aufgeregter Stimme, sie habe in einem meiner Bücher gelesen. Und richtig fand ich ein Buch — es war ein Roman von Berthold Auerbach, wenn ich mich recht erinnere — aufgeschlagen auf meinem Stuhl liegen, wohin ich es jedenfalls nicht gelegt hatte. An meinem Schreibtisch war aber nichts Auffallendes zu bemerken, so daß ich keinen Beweis für eine direkte Anschuldigung besaß.

Allein, mehr und mehr befestigte sich in mir der Gedanke, daß Keßi die Missetäterin sei, zumal, da nach jener verdächtigen Begegnung sich mein Geld längere Zeit hindurch nicht mehr verringerte.

Da wurde etwa Anfang August ein großes Trachtenfest in München abgehalten. Auch Keßi nahm daran teil und war tagelang ganz erfüllt von ihrer Herrichtung für den Festzug.

Fräulein Annunciata half ihr dabei und zeigte sie mir voll Stolz in ihrem neuen Hut, ihrer farbenprächtigen neuen Schürze und einem silbernen Ring mit rotem Stein an der linken Hand. Das Fest, welches im Zusammenhang mit der Ausstellung gedacht war, nahm einen glänzenden Verlauf. Da ich über drei Plätze auf der Festtribüne verfügte, lud ich die Majorin und ihre Tochter ein, und mit großem Vergnügen entdeckten die Damen ihre treue Keßi in der Schar der Miesbacherinnen. Meine Freude war gemischt; denn ich konnte mir nicht helfen. Ich war jeden Tag fester davon überzeugt, daß das Mädchen mein Geld gestohlen hatte.

Als mir wenige Tage nach dem Feste wieder zehn Gulden fehlten, war ich meiner Sache sicher und sann mir noch über die Art und Weise nach, wie ich die Diebin auf frischer Tat ertappen und ihre Schuld einwandfrei feststellen konnte. Ich wiederholte mein früheres Mittel,

unvermutet nach Hause zu kommen. Ich ging in der Frühe weg und kehrte nach einigen Minuten in mein Zimmer zurück. Ich stand zur Mittagessenszeit vor meiner Thür, wo man mich sicherlich nicht zu Hause vermuten konnte.

Es führte nicht zum Ziel.

Da kam mir eines Nachts ein guter Gedanke, den ich sofort am folgenden Morgen ausführte. Ich kaufte mir eine Klistierspritze, füllte sie mit schwarzer Tinte und befestigte sie dergestalt in der Schreibtischschublade, daß die Tinte dem die Schublade öffnenden Dieb ins Gesicht spritzen mußte. Die nächsten Tage fiel nichts besonderes vor. Ich mußte sogar einmal selbst beim Geldholen die Wirksamkeit meiner Vorkehrung erproben: ich öffnete vorsichtig die Lade, soweit als nötig war, um die Spritze entfernen zu können — und schon beim ersten behutsamen Herausziehen bekam ich meinen Tintenspritzer auf die Nase. Wie furchtbar mußte erst die Wirkung sein, wenn der Dieb die Schublade heftig aufriß und ihm die Spritze ihren ganzen Inhalt über Gesicht und Brust ergoß.

Es war gut so. Ich mochte das heuchlerische Unschuldsgesicht der Kesi nicht mehr sehen, dieses treuherzige Kinderlächeln, unter dem sich soviel Bosheit und Heimtücke verbarg. Mochte sie die verdiente Strafe ereilen, je rascher, desto besser. —

Es war, als habe die Diebin Witterung von meiner Krieglisset bekommen. Tage, Wochen gingen hin, ohne daß der Schreibtisch von fremder Hand berührt wurde. Da geschah es an einem späten Augusttag, als ich gegen Abend nach Hause kam, daß mir gleich beim Eintritt in mein Wohnzimmer eine gewisse Unordnung ins Auge fiel. Ein Stuhl war umgeworfen, die rotsamtene Decke des Tisches verschoben. Vor allem aber zeigte der Fußboden vor meinem Schreibtisch Tintenspuren, die freilich mittels eines Messers teilweise beseitigt waren. Die Schreibtischschublade selbst war abgeschlossen. Aber als ich sie öffnete, war sie voller Tinte und die Spritze um die Hälfte ihres Inhalts entleert.

Ich rief sofort Kesi herein und fragte sie, indem ich sie scharf ansah, was in meiner Abwesenheit in meinem Zimmer geschehen sei. Dabei deutete ich auf die beschädigte Stelle des Fußbodens vor meinem Schreibtisch.

Wer beschreibe mein Erstaunen, als Kesi völlig ruhig, mit ihrem gewöhnlichen kindlichen Lächeln sagte: Das gnädige Fräulein habe einen Brief schreiben wollen und sich, da ihre Tinte ausgegangen sei, der meinigen bedient. Dabei sei ihr das Tintensafß umgefallen und sein Inhalt auf den Boden gestossen.

Das Fräulein sei ganz blaß gewesen, als es in die Küche kam und sie beide, die Kesi und das Fräulein hätten versucht, die häßlichen Tintensflecke mit dem Küchenmesser abzuschaben, was ihnen leider aber nicht ganz gelungen sei.

Ich war empört. Diese plumpe Lüge, so unterfrosen dahergesagt — das war doch der Gipfel der Frechheit und der Dummheit.

Allein, ich hielt an mich.

Ich sagte, sie könne gehen, ich würde mit dem gnädigen Fräulein selber sprechen.

Ich sah, daß sie erschrak. Sie blieb unter der Thür stehen und bat mich heftig und innig, ich möchte ihrer Herrin gegenüber nichts von dem Vorfall erwähnen.

Ich machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, ohne noch ein weiteres Wort zu verlieren.

Sowie ich hörte, daß Kesi in der Küche war, klopfte ich an der Wohnzimmertür der Damen. Ich erhielt keine Antwort.

Kesi kam aus der Küche und sagte, beide Damen seien ausgegangen. Die gnädige Frau habe überhaupt nicht zu Hause gespeist.

Sie sei schon am Vormittag in die Stadt gegangen und werde voraussichtlich erst zum Abendessen zurückkehren.

Das gnädige Fräulein habe den Brief, wegen dessen sie das Tintensafß umgeschüttet, zur Post besorgt.

Dann mußte sie ja bald wieder daheim sein.

Ich setzte mich in mein Zimmer und wartete. Es vergingen Stunden. Ich hörte Kesi in der Küche hantieren. Als es Abend wurde, frug sie mich, ob sie mir etwas zum Essen richten dürfe. Ich dankte. Sie sah mich erstaunt an, ging schweigend aus dem Zimmer. Gegen acht Uhr kehrte die Majorin zurück. Ich hörte, wie sie nach ihrer Tochter frug. Kesi erzählte, das Fräulein habe nur einen Brief auf die Post getragen, sei aber nicht wieder gekommen. Die Majorin sagte nichts, sondern versügte sich in ihr Zimmer. Sie mochte an derartige Unregelmäßigkeiten ihrer Tochter gewöhnt sein.

Gegen neun Uhr endlich kehrte Annunciate zurück. Ich konnte ihr so spät mit meiner Angelegenheit nicht beschwerlich fallen.

Andern Tags schlief sie lange bis in den Morgen hinein. Ich mußte in die Ausstellung. Als ich nach Tisch heimkam, hieß es, sie sei für einige Tage verreist. Ich überlegte mir, ob ich die Sache nicht mit ihrer Mutter besprechen sollte. Ich entschied mich dagegen, weil ich wußte, wie sehr Annunciate an dem Mädchen hing und mir dachte, ich würde sie kränken, wenn ich ohne ihr Wissen gegen Kesi vorging.

Ich wartete von einem Tag zum andern ihre Rückkunft. Vergebens. Ich erfuhr endlich, daß sie vor meiner Abreise überhaupt nicht mehr heimkehren würde, was ich aus mehr als einem Grunde sehr bedauerte.

Da wurde die Majorin plötzlich krank. Es war gerade keine gefährliche Erkrankung, aber doch eine solche, die nach Ausspruch des Arztes die Anwesenheit der Tochter nötig machte.

Annunciate kam an. Sie ging mir geflüstertlich aus dem Wege, was ich mir mit der Sorge um ihre kranke Mutter erklärte.

Als aber der Tag meiner Abreise näher und näher kam, entschloß ich mich, um jeden Preis eine Aussprache über die mir so peinliche Angelegenheit herbeizuführen; denn es war mir ein unerträglicher Gedanke, die beiden von mir hochverehrten Damen in einer völligen Täuschung über die wahre Natur ihrer Dienerin zurückzulassen. Ich bat also in einem Moment, wo sie mir nicht ausweichen konnte, Annunciate auf mein Zimmer und eröffnete ihr ohne Umschweife, was geschehen war, und daß ich Resi für die Diebin hielt.

Was sich nun begab, das war so erschütternd, daß ich noch heute — nach so langer Zeit — nicht daran denken kann, ohne von tiefem Mitgefühl mit der, die es betraf, ergriffen zu werden.

Annunciate saß mir gegenüber auf einem Sessel. Ihr Gesicht erstarrte förmlich während meiner Worte, dann brach sie plötzlich in heftiges Weinen aus.

Sie weinte und schluchzte so herzerbrechend, daß ich es kaum mit ansehen konnte, zumal da ich meinte, ihre Tränen gelten dem treulosen Mädchen, das sich all ihrer Güte so unwürdig erzeigt und einer solchen heuchlerischen Gesinnung fähig gewesen war. Aber wie groß war meine Bestürzung, als sie plötzlich mitten in ihr krampfhaftes Weinen und Schluchzen Worte hervorstieß, die ich anfangs gar nicht recht verstand, bis mir endlich klar wurde, daß sie nichts weniger erhielt, als ein volles und unzweideutiges Eingeständnis, daß sie, Annunciate, das Geld gestohlen hatte.

Ich weigerte mich, dieses Geständnis anzunehmen. Ich dachte mir: sie ist durch den Schrecken über die Erkrankung der Mutter und die anstrengende Pflege selbst in ihrem zarten Gemüt verwirrt.

Aber wie sie nun Einzelnes klarer und deutlicher ausführte und ich aus ihren Worten erkannte, wie entsetzlich meine Waffe gewirkt hatte, wie sie mit zitternden Händen die Tintenspuren von Gesicht und Hals entfernt und den Schreibtisch wieder einigermaßen in Ordnung gebracht hatte, um dann mit Resi zusammen die Tintenflecke auf dem Fußboden zu entfernen — da blieb kein Zweifel mehr übrig: Annunciate hatte mir wirklich mein Geld gestohlen.

Es ist merkwürdig, all mein richterliches Hochgefühl, das ich Resi gegenüber empfunden hatte, wor verschwunden, als ich in das angstvolle Gesicht Annunciatens schaute. Eine Weile schwieg ich, dann kam mir — ganz von selbst und ungewollt — die Frage: „Aber sagen Sie, wie sind Sie darauf verfallen? Was in aller Welt hat Sie zu dieser unglückseligen Tat ver-

anlaßt?“ Da wurde sie plötzlich viel ruhiger und in einem Ton, in dem fast etwas wie Stolz oder Selbstgefühl lag, sagte sie — und schaute mir dabei mit festem und klarem Blick in die Augen: „Ich habe es für meinen Bräutigam getan.“

Diese zweite Enthüllung — daß Annunciate verlobt war — traf mich fast stärker, als das Eingeständnis ihrer Dieberei. Nie hatte sie



Annunciate weinte und schluchzte herzerbrechend.

davon gesprochen, nie auch nur eine leise Andeutung gemacht.

Da sie mein Erstaunen, meine Zweifel in die Richtigkeit ihrer Aussage bemerken mochte, fing sie an, mit echt wienerischer Lebhaftigkeit die Geschichte ihrer Verlobung zu erzählen, aus der hervorging, daß ihr Bräutigam österreichischer Offizier von altem Adel war und irgendwo in Ostgalizien in Garnison stand. „Er ist so ein lieber herziger Kerl,“ wiederholte sie öfter, „und so ein feicher Offizier, so lustig und so kuraschiert. Aber leider hat der arme Mensch gar kein Geld. Das bißel Gache will nichts heißen und Zuschuß von daheim hat er kaum. Da muß ich eben aushelfen. Und wir sind doch auch arme Leut. Wo soll man's also hernehmen?“

„Da nimmt man's also, wo man's findet,“ sagte ich schroff.

Eine solche Naivität war mir noch nicht vorgekommen. Mein moralischer Mensch war wieder erwacht und entrüstete sich.

„Was wird aber Ihre Frau Mutter sagen, wenn sie das erfährt?“

„Hätte ich doch das nicht gesagt! Denn kaum war mir das unselige Wort entflohen, als Annunciate sich vor mir niederwarf und mich unter bitteren Tränen ansah, ihre kranke Mutter zu schonen.“

„Es würde sie töten!“ rief sie außer sich. „Und wen hab' ich denn auf der Welt außer meiner Mutter?“

Nun sagte ich: „Sie haben doch Ihren Bruder und Ihren Bräutigam.“

„Ach die!“ warf sie jetzt fast geringschätzig hin. „Was blieb mir übrig, als das immer wieder stürmisch geforderte Versprechen zu geben.“

„Aber was haben Sie denn mit dem Geld angefangen?“ fragte ich und geleitete Annunciate an ihren Platz zurück.

Da eilte sie hastig davon und brachte aus ihrem Zimmer eine kleine Schatulle, deren Inhalt sie vor mir auf den Tisch schüttete. Das sei, was sie für den entnommenen Betrag für ihren Bräutigam gekauft habe.

„Ein Glück, daß es noch da ist. Ich wollte die Geschenke dieser Tage an ihn abschicken.“

Es waren lauter hübsche Nichtigkeiten, die sie dem lieben herzigen Kerl zugebracht hatte: ein lachlederernes Täschchen zur Aufbewahrung des nichtvorhandenen Geldes, ein ambraduftendes Handschuhkästchen, wohlriechende Seife, ein silbernes Bartbürstchen, eine Schere zum Brennen der Haare und — rührenderweise — ein Muttergottesbildchen in schreienden grellen Farben, geweiht vom hochwürdigsten Herrn Erzbischof der Diözese München-Freising.

Der Wert der Sachen mochte sich beiläufig auf zwanzig Gulden belaufen, ungefähr die Summe, die mir bei meinen Abrechnungen gefehlt hatte.

Wir saßen uns eine zeitlang stumm gegenüber. Annunciate mit wehmütig zärtlichem Blick auf ihre Einkäufe, aber ohne die geringsten Zeichen von Reue und Beschämung. Sie schien im Gegenteil vollkommen beruhigt und befriedigt zu sein, nachdem ich ihr versprochen hatte, der Mutter gegenüber zu schweigen.

Desto übler empfand ich meine Lage. Ich hatte das Gefühl, als müße noch irgend etwas geschehen, eine Art Sühne, Vergeltung der gestörten Gerechtigkeit. Aber es wollte mir nichts einfallen. Nicht einmal darüber war ich mir klar, was mit den von meinem Geld gekauften Sachen anzufangen sei.

Ich war erlöst, als endlich Kesi anklopfte und sagte, die gnädige Frau habe schon mehrmals nach dem gnädigen Fräulein gefragt und lasse es bitten, hinüberzukommen. Zugleich tat ich dem guten Mädchen, dem ich in Gedanken so bitter Unrecht getan hatte, in meinem Innern Abbitte und war schließlich froh, daß

das Dunkel erhellte und die Angelegenheit wenigstens äußerlich zu einem Abschluß gekommen war.

Ich verbrachte die folgenden Tage zumeist in der Ausstellung und richtete es so ein, daß ich Annunciate nur noch beim Abschied ein paar flüchtige Minuten zu Gesichte bekam. Das Befinden ihrer Mutter hatte sich zwar gebessert, aber doch nicht soweit, daß sie Besuche empfangen konnte.

Bei der Rückreise in die Heimat kehrte ich in Augsburg bei Annunciatens Bruder an. Er sollte um das Vorgefallene wissen, schon um seiner Schwester willen, die vor jedem weiteren Fehltritt bewahrt werden mußte.

Der Professor nahm meine Mitteilung mit jener wehmütigen Ergebung auf, die für den Oesterreicher und namentlich für den Wiener so kennzeichnend ist. Es schien nicht der erste derartige Fall zu sein, der ihm von seiner Schwester bekannt wurde. Als ich des Bräutigams erwähnte, suchte er mit der Achsel: „Er ist ihr Unglück. Ein feischer Kerl, aber kein Charakter. Sie aber ginge für ihn durchs Feuer.“ Wir trennten uns als Freunde. Leider habe ich ihn so wenig als Annunciate und ihre Mutter je wiedergesehen. Sie sind alle drei längst tot und haben ihre Ruhestätte an weit voneinander entfernten Orten gefunden.

Als der Geheime Regierungsrat geendet, trat eine kleine Pause ein. Die meisten Herren bezahlten, einige erhoben sich und zogen ihre Mäntel an.

Kurz, ehe sie sich trennten, frug der Oberlandesgerichtsrat den Geheimen Regierungsrat: „Es würde mich doch interessiert haben, zu hören, was aus jener leichtsinnigen Person geworden ist und wie sie geendet hat.“

„Da es nicht zu meiner Geschichte gehörte, habe ich darüber geschwiegen. Auch brauchstens die andern nicht zu wissen.“

Ihnen kann ich's erzählen. Es ist dem armen Geschöpf schlimm ergangen. Sie hat ihren feischen Offizier einige Jahre später wirklich geheiratet und ist mit ihm im Jahre 1864 dem Kaiser Maximilian nach Mexiko gefolgt. Die Ehe soll sehr unglücklich gewesen sein. Sie darbt, wurde von ihrem Manne mißhandelt und mußte es erleben, daß er, nachdem er mit einer Mexikanerin ein Verhältnis angefangen hatte, in den Kämpfen mit den Republikanern fiel. Nun stand sie ganz verlassen und mittellos da. Als ihr endlich durch ihren Bruder die Mittel zur Rückreise zuzugingen, war sie so krank, daß sie das Schiff, welches sie nach der Heimat bringen sollte, kurz vor der Abfahrt wieder verlassen mußte, weil der Kapitän sich weigerte, sie mitzunehmen. Sie starb kurze Zeit danach an einem schweren inneren Leiden.

„Hätten Sie,“ sagte der Oberlandesgerichtsrat nach einer Weile, „nicht die Pflicht gehabt, den

Fall gerichtlich zu verfolgen? Es war doch eigentlich ein ganz raffinierter Diebstahl, den die Dame Ammeiate an Ihnen begangen.“

„Das war es gewiß. Und doch wäre mir's damals ganz unmöglich gewesen, anders zu handeln, als ich gehandelt habe. Es war eben wieder einmal einer jener Fälle, wo der Mensch in uns unter einem andern Gesetz steht, als der Jurist.“

## Don der Bollstraße.

Von Anton Schott.

**E**ine Markung ist immer etwas Ernstes und Bedeutsames, eine Grundmarkung sowohl wie eine Landes- oder gar Reichsmarkung. Die Alten sagten, wer eine Markung verrückte oder einen Markstein versetzte, müßte nach seinem Tode so lange an dieser Stelle herumgeistern, bis die Markung wieder in die Richtigkeit gebracht wäre. Wie viele werden da wohl wegen Verrückung der Landesmarkungen herumgeistern müssen!

Eine Markung ist also immer eine recht ernste Sache, insonderheit eine Landesmarkung, welcher entlang bei Nacht und Tage mordgewaffnete Zöllner schlendern und eifrig darüber wachen, daß von den sündbeladenen Pharisäern keiner mehr über diese Markung bringe, als was er heimlich und unerwischt hin- oder herüberzubringen vermag. Die Pharisäer aber nennt man dorten Schwärzer, Schmuggler oder Pascher, und der honorigste Mensch gehört zu dieser Gilde.

Damit aber das Leben an so einer Landesmarkung nicht gar zu ernst und zu eintönig werde und die leidige Menschheit nicht völlig verkomme in lauter Ernst und Tugend, schlendert und stolpert ein loses Paar die Markung entlang bei Nacht und Tage, schleicht hinter den Zöllnern daher und neben ihnen, irllichtert den Pharisäern voraus auf ihren heimlichen Pfaden, hockt sich auf jeden Markstein und in die traulichsten Ecken der Wirts- und Wohnstuben und setzt sich sogar den Leuten auf die Schultern und rainet ihnen eitel Mutwillen und Nartheit in die Ohren.“

Dieses Paar heißt der Herr Spaß und die Frau Torheit, und ohne diese zwei gliche das Leben an einer Landesmarkung einer schalen, ungesalzenen Wassersuppe. Geschlechter kommen und gehen wieder, Zöllner ergrauen in Dienst und Ehren, und Pharisäer lassen notgedrungen ab von ihrem Sündigen wider den Fiskus, wenn ihre Füße zu steif und schwerfällig und ihre Leiber zu ruhebedürftig werden, aber der Herr Spaß und die Frau Torheit erfreuen sich der jagenhaften ewigen Jugend und göttergleichen Unsterblichkeit.

Vor Jahren war es, in der . . . guten alten Zeit. Damals stand in der Bollstraße von Rittsteig nach St. Katharina im schönen grünen Böhmerwalde auf der einen Seite des Marksteines ein schwarz-gelber Pfahl mit einer Schrifftafel oben auf und auf der anderen ein blauweißer mit ebenfalls einer Schrifftafel und dem königlich bayrischen Landeswappen. In diesem lauschigen Winkelchen, versteckt zwischen Jungfichten und schwanken Birken sonnten sich der Herr Spaß und die Frau Torheit gerne, hielten Rast auf ihrer Wanderung und schmiedeten auch wohl allerlei Pläne und Anschläge wider die ruhelose Menschheit. Da sich denselben Tag aber nicht hier noch dorten etwas gezeigt, kein Zöllner und auch kein anderer Mensch, trotteten sie gen Abend die Hochstraße dahin und Rittsteig zu. Dort saßen beim Jackwirt gutding dreiviertel Duzende lebenslustiger und biersfroher Gesellen um den Tisch, Zöllner und Grenzerler von hüben und drüben, rauchten und schnupften, tranken und schwazten und erholten sich nach des Tages Arbeit und Mühe mit ein wenig harmloser Neckerei.

Zu denen setzte sich das Paar, und nach kurzer Weile schon hockte der Herr Spaß dem grünsten Grünlinge der Zollstation Rittsteig auf der Schulter und raunte ihm eine Schalkheit ins Ohr.

„Wagner,“ sagte nun der zu dem in Ehren ergrauten Hausherrn der königlichen Zollstation, „morgen ist, hör' ich, Markt in Neuern drüben.“ Der Wagner, oder auch Wagnervater genannt, stand trotz seines Hausherrnverhältnisses zur Zollwache stark im Verdachte, zeitenweise das elfte Gebot zu übertreten: du sollst nicht schmuggeln. Aber kein Mensch vermochte irgend etwas vorzubringen das einem Beweise ähnlich sah. Trotzdem jedoch hielt sich der Verdacht.

„Weiß ich,“ bestätigte der Wagnervater.

„Da gehst wohl auch hinüber.“

„Kann schon sein.“

„Was . . . brauchtest denn so beiläufig?“

„Hm!“ machte es der ausweichend, aber mittendrin figelte auch ihn die Torheit. „Ein paar Stiefel brauchet ich,“ setzte er schmunzelnd und überlegen hinzu.

„Und die willst wohl paschen?“

„Mhm.“

„Na, da wünsche ich dir Glück. Wäre ein Fang! Der königlich bayrische Zollwachehausvater!“

„Du nicht,“ dämpfte sofort der Alte die aufwallende Freude. „Mannl, da müßte schon ganz etwer anderer unterwegs sein.“

„Was gilt es?“

„Zehn Markl, wenn du magst. Die Stiefel kommen unverzollt heim.“

„Gilt schon,“ nickte der Stationsführer gewichtig. „Zwei Männer, ein Wort. Die Stiefel müßt paschen und . . . nachher zahlen.“